Haus Siegfried.

Roman von Schmidt-Weißenfels.

(3. Fortsetzung.)

„Du weißt, wie hoch dieser die Ehre des Hauses stellt, dessen Mitinhaber er selbst gewesen. Wenn der nur beunruhigt in diesem Stolz auf die Firma würde — es gäbe ein Unglück! Die ganze Familie käme in Uneinigkeit, in Hader und Zwist."

„Aber," entrang es sich Bernhard, „es muß doch sein, daß ich alledem nöthigenfalls Trotz biete mit meinem guten Gewissen. Am besten vielleicht — ich habe jetzt schon diesen Gedanken gestreift —, wenn ich Onkel Friedrich reinen Wein einschänke."

„Daß er Dir das Geld liehe?" fragte Robert erstaunt.

„Er hat doch Verständniß für solche Bedrängniß eines Kaufmanns und kann ja auch die in Bücher einsehen, um sich zu überzeugen, wie es steht."

„Thue es nicht, ich bitte Dich, Schwager! Der Onkel ist in seinen Geldangelegenheiten unnahbar, wie Elise. Das muß in der Familie liegen. Ist er gewiß nicht so herzlos selbstsüchtig, wie sich Elise Dir gegenüber gezeigt hat, so hütet er doch nicht minder sein Vermögen, und er würde krank, glaube ich, sollte er in dem ruhigen Genuß desselben irgendwie gestört werden. Es könnte Dir ergehen, wie bei Deiner Frau, und der häßlichste Auftritt wäre gewiß, weil das Haus Siegfried Geldverlegenheit habe. Nein, nein, er darf nichts ahnen. — Wie viel brauchst Du denn, Bernhard?"

Der Kaufmann war von seines Schwagers Erklärung über Onkel Friedrich wie vernichtet, weil er die Richtigkeit ihres Inhalts nur zu wohl würdigte. Er überhörte die daran geknüpfte Frage als etwas Nebensächliches, und erst, als Robert sie eindringlicher wiederholte, entgegnete er murmelnd:

„Hunderttausend Mark!"

„Gut," rief der Maler, „so viel hast Du ja von mir in Verwaltung. Nimm sie!"

Bernhard schnellte auf, seine Augen blitzten, seine Wangen erglühten.

„Dein Geld, Robert?"

„Nun ja, ich leihe es Dir gern, damit aller Noth und allen Widerwärtigkeiten ein Ende sei. Ob es bei Dir im Kasten als Papier liegt, oder in Deine Kassen als baares Geld fließt — mir ist's gleich. Du verzinst es mir ja, wie bisher."

„Aber es ist Dein Erbtheil, Robert, Dein Alles, und Du willst heirathen."

„Allerdings, aber ich brauche es doch auch nicht einmal dazu. Es geht mir ja nicht verloren, sagst Du, und ich vertraue Dir."

„Ich schwöre es Dir, Robert, und ehe ich Dich um Dein Vermögen brächte, würde ich den Tod vorziehen. Nein, deshalb kannst Du unbesorgt sein. Nach menschlichem Ermessen bedroht mich keine Gefahr mehr, sobald ich den kostspieligen Aufwand unseres bisher geführten Lebens vermeide. Und das geschieht, mag Elise es aufnehmen, wie sie will, mag ich deshalb mit ihr bis aufs Aeußerste kommen. Aber ich verhehle Dir nicht, daß ich diese mir jetzt noch mangelnden hunderttausend Mark ohne neue Sorgen, ohne neue Verlegenheiten nur borgen kann, wenn mir zu deren vollen Rückzahlung Zeit gelassen wird. Ein Jahr vielleicht, oder wohl auch noch länger."

„Gleichviel," erwiderte Robert ohne Bedenken. „Behalte mein Capital so lange, als Dir nöthig ist. Ich wüßte nicht, warum ich Dich mit der Rückzahlung bedrängen sollte. Mit meiner Heirath bekomme ich ja überdem Geld genug in die Hände, um mich einzurichten. Es sollen ja auch so an die hunderttausend Mark sein. Nun, ist's auch weniger, hinreichen wird es, um uns unser Nest zu bauen, und mehr als meine Zinsen verzehre ich nicht. In dieser Beziehung bin ich genau, das habe ich von Onkel Friedrich. Nur nicht am Capital bröckeln, sagt der; das ist wie am Grundstein eines Hauses ausbrechen. Man sieht's nicht, aber das Haus kann dadurch in aller Pracht zusammenstürzen."

Er stellte sich in drolliger Haltung, sein braunlockiges Haupt zur Seite neigend, vor Bernhard und setzte wichtig thuend hinzu:

„Io sono pittore! Aber ich bin auch aus einem Kaufmannshause und habe Rechnen gelernt."

„Ach, Du lieber Junge," umarmte ihn sein Schwager gerührt, „Du weißt sogar mit dem Herzen zu rechnen. Gott lohne es Dir. Du hast mir den furchtbaren Alp von der Brust genommen und ich habe in meiner Noth gar nicht einmal an Dich gedacht."

„Du hast Unrecht daran gethan, wie Du nun einsehen mögest."

Und er schüttelte freudig lächelnd die Hand, die ihm sein Schwager dankerfüllt gereicht hatte.

VI.

Mit dem Kriegsrath Sieberg ging es immer schlechter und unter seinen üblen Launen hatten Frau und Tochter zu leiden, die seine Familie bildeten, und auch Robert, der Bräutigam Helene's, wenn er sie besuchte, und dies fand jeden Abend statt.

Sie hatten wahrlich lange genug schon harren und dulden müssen, ehe sie es durchgesetzt, daß sie ein Brautpaar wurden. Ihre erste Bekanntschaft hatten sie vor vielen Jahren gemacht, als Robert noch ein Gymnasiast und Helene ein Kind war. Damals lebte auch noch der alte Herr Wilhelm Siegfried der Dritte, der bejahrte Bruder von Onkel Friedrich. Er war mit diesem, mit Elise und Robert auf einige Wochen nach Rügen in die Sommerfrische gegangen und dort hatte man den Kriegsrath kennen gelernt, der mit Frau und Tochter seinen Urlaub auf der Ostseeinsel zubracht richtiger sich abnörgelte. In Robert mochte sich schon der Maler regen, als er dort der kleinen Helene beeifert den Hof mit den ersten Liebesschwärmereien seiner Jünglingseele machte. Denn Helene war ein schönes Kind, und Elise, nur wenig älter und nicht minder reizend, behandelte sie deswegen auch mit großer Eifersucht, Sie war bisher gewohnt gewesen, von Robert ihrem Bruder, allein ausgezeichnet zu werden, und es erbitterte sie, daß er des Kriegsraths Töchterchen eine sichtlich viel lebhaftere Neigung bezeigte.

In kindlicher Unschuld hatten sich damals in Spielen unter den herrlichen Buchen auf Stubbenkammer oder am Strande der blauen See die Herzen dieser Beiden gefunden und sie blieben seitdem mit einander innig vereint. Die geschlossene Bekanntschaft der beiden Familien gestattete es, daß Robert und Helene öfter in Berlin wieder zusammenkamen, sei es, daß die Frau Kriegsrath mit ihr einen Besuch in der Neuen Friedrichsstraße abstattete, sei es, daß die Geschwister Siegfried nach der Königgrätzerstraße zu der sanften, immer gütigen Mutter Helene's gingen.

Genug, sie verloren sich nicht mehr aus den Augen, die nun ein Brautpaar bildeten, und je älter sie wurden, desto unverhohlener gaben sie sich ihre Liebe zu erkennen. So glücklich wie Helene in dieser Leidenschaft gewordenen Neigung war, so auch ihre Mutter in der Ueberzeugung, daß Robert ihr Tochtermann werden würde.

Der Kriegsrath hatte in dem Bett, in welches ihn der Arzt verwiesen, keine Ruhe. Wie von bösen Geistern gequält, sprang er unzählige male auf und erging sich in polternden Reden, bösen Worten und Verhöhnungen Derer, die ihm am theuersten sein sollten. Es war Fiebergeist oder gar Irrsinn, der so aus ihm sprach und den die Seinigen halb mit Mitleid, halb mit Ergebung ertrugen. Unvermuthet machte ihn in einer Nacht der Tod verstummen. Ein Herzschlag schnitt sein letztes Lästern ab.

Tief konnte der Schmerz nicht sein, den in der Familie dieser Trauerfall aufrief. Aber es war doch für die Frau der Gatte, die Tochter der Vater, den man nun in den Sarg bettete, um ihn der ewigen Ruhe zu übergeben, und der Tod bleicht schnell die Flecken, welche der Charakter des Lebenden gezeigt. Ein stattliches Leichenbegängniß war der Abschluß dieses Ereignisses, welches auf einmal den zwei schwer heimgesuchten weiblichen Wesen, die vom Kriegsrath abgehangen hatten, eine Erlösung gab und dem Brautpaar alle Wolken am Himmel verscheuchte.

Eine Woche war darüber vergangen, als Robert bemerkte, daß Mutter und Tochter eine bange Gedrücktheit in ihrem Wesen zeigten. Er konnte sie sich nicht erklären, und auf seine Fragen deswegen antwortete die Wittwe mit Thränen, Helene mit einer schweigenden, beunruhigenden Umarmung. Was war da geschehen? War dies ein stärkerer Rückschlag der Trauer um den Verstorbenen?

Helene's Mutter widerstand nicht länger den drängenden Aufforderungen Robert's um Aufklärung. Von den erwarteten Reichthümern des Kriegsraths hatte sich keine Spur gefunden; es gab kein Testament und auch sonst keine Papiere, welche über das Vermögen des Verstorbenen irgend welchen Aufschluß gegeben hätten. Einige hundert Mark in Gold in der Kasse seines Schreibtisches war Alles, was man vorfand. Und doch war Sieberg anerkannt ein reicher Mann gewesen, ein sehr reicher, wie es immer geheißen und wie es seine Familie gar nicht hatte bezweifeln können.

Der Schrecken, die Bestürzung über diese Entdeckung hatten auf den Geist der Mutter wie der Tochter eine lähmende Wirkung üben müssen. Aber man glaubte nicht anders, als daß sich die Wunderlichkeit des Kriegsraths auch darin bethätigt habe und er aus Schabernack, um die Seinigen noch nach seinem Ableben zu ängstigen und zu quälen, das Geld verborgen habe. Man forschte in seinem Bureau auf dem Ministerium nach, bei dem Bankier, mit dem er gewöhnlich Geschäfte zu machen pflegte und mußte endlich mit Grauen die Ueberzeugung gewinnen, daß der Alte noch mit einer sündigen Lüge aus dem Leben gefahren und er den Seinigen so gut wie nichts an baarem Vermögen hinterlassen hatte. Es ergab sich, daß er seit Jahr und Tag schon an der Börse mit Verlust gespielt und in der blinden Leidenschaft, Alles wieder gewinnen zu wollen, auch das Letzte verloren. Um die Enttäuschung vollständig zu machen, stellten sich sogar noch ansehnliche Schulden heraus. Da trat denn Vieles von den Launen, Widersprüchen, Gereiztheiten und höhnischen Reden des Kriegsraths aus der letzten Zeit, in ein anderes Licht. Er hatte offenbar in einer Art Galgenhumor die Menschen und seine Familie über seine wahre Vermögenslage zu täuschen gesucht, vielleicht immer und zuletzt wohl in die Verlobung seiner Tochter mit dem Maler Robert Siegfried aus guten Gründen gewilligt, die er aber mit dem Schein des reichen Sonderlings listig verhüllt und die bei der Heirath schließlich verrathen zu müssen, ihn halb närrisch gemacht haben konnte.

Frau Sieberg hatte dies unter dem tiefen Schweigen ihrer Tochter an Robert berichtet, tief bewegt von Kummer und Sorge, schmerzlich ergriffen über die unglückliche, unvermuthete, äußere Wendung ihrer Verhaltnisse.

„Lieber Siegfried," schloß sie mit hervorquellenden Thränen, „auch Du bist getäuscht worden, wie wir. Helene ist ein blutarmes Mädchen — sie und ich und Du, wir haben es bisher nicht geahnt. Jetzt können wir nichts Anderes thun, als Dir Dein Wort zurückgeben."

„Was denn?" fuhr der junge Mann wie in flammendem Zorn in die Höhe. „Habe ich Helene nicht um ihrer selbst willen umworben? Messet Ihr meine Liebe zu ihr nach der Mitgift? Ist sie arm, nun, so bedarf sie erst recht der Stütze im Leben, die ich ihr bieten wollte. O, wie konntet Ihr so klein von mir denken, daß ich jetzt in Eurer Noth mich davon drücken würde!"

„Robert!" jauchzte seine Braut aus ihrem dumpfen Brüten auf und flog wonneselig an seinen Hals.

„Ich wußte es ja! Ich wußte es ja!" jubelte sie der Mutter zu, die ihre Hände dankend zum Himmel hob.

„Meine Helene!" preßte er sie, wie eine Wiedergefundene, stürmisch an seine Brust. „Nein, nicht wahr, Du, Du hast nicht an mir gezweifelt?"

„Ach, ach!" schluchzte sie auf unter strömenden Thränen und überwältigt von allen auf sie einstürmenden Empfindungen; „wie reich war ich, wie reich bin ich noch immer! O, viel reicher als jemals!"

„Und ich nicht ärmer!" schloß er sie inniglich in seine Arme.

Es war noch einmal Verlobung.

VII.

Die Wohnung, welche Onkel Friedrich im zweiten Stockwerk des alten Familienhauses in der Neuen Friedrichsstraße seit vielen, vielen Jahren inne hatte, bestand zum größten Theil aus unbenutzten Zimmern. Er selbst hauste in dem vorderen Eckgemach auf der rechten Seite, und in dem eben so geräumigen Flügel zur Linken hatte Robert seine Malerwerkstatt.

Da saß er nun vor der Staffelei und malte an einer großen Landschaft. Er hatte immer gern den Pinsel geführt und seine Kunst aus wahrer Neigung betrieben. Von Kindheit auf war er durch Onkel Friedrich darauf verwiesen worden und in dessen kleinem, vielseitigem Museum hier oben immer wieder Gelegenheiten zu Studien gefunden. Auf der Akademie hatte er fleißig gelernt, bei einem tüchtigen Meister noch außerdem sich vervollkommnet. Aber sein erster Lehrer war doch der Onkel gewesen und unter dessen Augen arbeitete er nach wie vor.

Kein Tag, an dem der lange, dürre Herr mit dem dicken, grauen Lockenkranz hinter seinem blanken Schädel und mit dem glatten Gesicht, aus dem die grauen Augen so klug und lebhaft sprachen, nicht von seinem Pitti durch den Verbindungsgang nach den Uffizi geschritten wäre, um seinem Neffen bei dessen Morgenarbeit zuzuschauen und mit ihm traulich wie ein Freund und rathend wie ein Vater zu plaudern.

Er war wieder da, rauchte seine Cigarre und sah gelegentlich vergnügt auf das Bild, an dem Robert mit seinem Pinsel eifrig sich zu schaffen machte.

„Das geht ja tüchtig vorwärts," meinte er, „man sollte glauben, Du hast es eilig, damit fertig zu werden."

„Habe ich auch, Onkel."

„Eh! Etwa bestellt?"

„Ach nein," seufzte der junge Mann in seiner grauleinenen Blouse, „so glücklich bin ich noch nicht. Aber es muß jetzt dahin kommen. Ich werde mich anders rühren, als bisher."

„Kein Fehler, mein Junge, kein Fehler. Woher aber auf einmal dieser Ehrgeiz, dieser Feuereifer? Seit ein paar Tagen merke ich, daß Du viel fleißiger bist, als sonst."

Robert hielt mit dem Pinsel inne, richtete seine Augen groß und ernst auf den Alten, und dann Farbe von der Palette nehmend, entgegnete er beinahe feierlichen Tones:

„Mit dem Arbeiten, weißt Du, Onkel, will ich es doch jetzt ernster nehmen. Ich habe es mir viel zu bequem damit gemacht. Das zieht dann auch nicht. Jetzt kommt's anders. Ich will mit der Malerei Geld verdienen, viel Geld."

Friedrich lächelte.

„Leicht gesagt, Robert und schwer auszuführen, wenn man nicht in großer Nachfrage steht."

„Dahin muß man es bringen."

„Versuch's, recht so. Aber Du wirst sehen, wie viel Mühe es Dir bereiten wird, ein paar Tausend Mark jährlich mit Deinen Bildern zu verdienen."

„Verdienen doch Andere damit genug, um sich und eine Familie gut zu ernähren."

„Den Meisten wird's recht sauer."

„Nun, so mag's mir immerhin auch sauer werden," warf Robert mit energischem Ausdruck hin.

Der Onkel verwunderte sich über diesen Geist, der aus dem sonst so sorglos gestimmten jungen Mann sprach.

„Teufel!" sagte er scherzend, „Du scheinst das Heirathen nicht leicht zu nehmen. Du thust ja, als würde Dir Dein Hausstand erschrecklich viel Geld kosten. Hast am Ende auch vor, Dich mit Deiner Helene so vornehm und theuer einzurichten, wie Bernhard sich mit Elise, richtiger sie mit ihm. Willst wohl wetteifern darin mit ihr?"

„Im Gegentheil," antwortete er schnell und bestimmt. „Ich will mich höchst einfach einrichten."

„Und was wird Deine Braut dazu sagen? Sollte dies etwa ihr Wunsch sein? Das ließe ich mir gefallen, das könnte meine Achtung vor ihr nur vermehren. Geld genug bis zum Ueberfluß haben, und nicht übermüthig werden, nicht eitel damit prahlen, das Glück nicht im glänzenden Schein des Lebens finden: von einem jungen Weibe ist dies besonders ehrenwerth. Und so wäre Deine Helene also wirklich? Höchst einfach sich einrichten, das wäre ihr Wille?"

Friedrich Siegfried, der an dem Leichenbegängniß des Kriegsraths pflichtschuldigst Theil genommen, wußte noch nichts von der Entdeckung der gänzlich zerrütteten Vermögensverhältnisse desselben, obgleich alle dem Verstorbenen näher gestandenen Kreise bereits davon erfahren hatten.

Noch hatte sich Niemand veranlaßt gefühlt, ihn mit dem bekannt zu machen, was in den letzten zwei Wochen gespielt und die ihm Nächsten in so starke Mitleidenschaft gezogen hatte. Am allerwenigsten fühlte sich Robert, der seinen Onkel verehrte und auf's Genaueste kannte, angereizt zu solchen Eröffnungen gegen ihn. Auch jetzt nicht.

„Ja," sagte er vielmehr in voller Unbefangenheit, „so ist Helene, und was mich betrifft, lieber Onkel, ich will denken, sie sei ein ganz armes Mädchen."

„Auch eine Einbildung! Etwas sonderbar allerdings von Dir."

„Mag sein! Ich will überhaupt fortan das halbe Bummelleben aufgeben, das ich geführt. Ein junger Mann, der eigentlich schon wie ein Rentier lebt—"

„Rentner ist eben so gut," schaltete Friedrich unwillkürlich ein, während Robert ungestört weiter sprach und dabei malte:

„Der versündigt sich doch gegen die Welt. Wenn ich unter vielen Tausenden das Glück gehabt, ohne Arbeit durch meines Vaters Siegfried Fleiß und Güte ein sorgloses Dasein führen zu können, so soll mich dies nicht abhalten, jetzt mir eine Sorge damit aufzuerlegen, daß ich selbst zu verdienen trachte, was ich zum Lebensunterhalt brauche. Ich will denken, daß ich nichts, gar nichts habe, als mein Talent, und nun soll es sich zeigen, ob es so viel werth ist, als ich mir davon verspreche. Das kommt mir viel schöner, viel gesunder vor."

„Junge, Junge!" rief der Onkel ganz entzückt, „was ist denn in Dich gefahren? Das stellt sich doch nicht von ungefähr ein!"

„Ich denke eben ernstlich daran, Hochzeit zu machen," erwiderte Robert, den das versteckte Lob in den Ausrufen des väterlichen Hausgenossen sichtlich erfreute.

„Nun ja, aber das stimmt Dich ja merkwürdig bescheiden. Es hört sich ja an, als ob Dir Wohlhabenheit, Dein Geld und das Deiner künftigen Frau Gewissensbisse verursacht."

„Gott bewahre, lieber Onkel! Keineswegs. Nur hebt es gleichsam mein Gewissen höher, wenn ich mir und den Leuten beweisen werde, wie ich in eigener Kraft meinen Mann stehen kann. Habe ich dies erreicht, dann ist noch immer Zeit genug, sich das Leben mit dem, was ich besitze, nach Belieben behaglich einzurichten. Darin sollst Du mir ein Vorbild sein, Onkel."

„Gut, Robert," sagte dieser herzig. „Das lobe ich Alles, und ich habe einst es eben so gemacht. Bis zu meinem dreißigsten Jahre arbeitete ich nicht mehr, als ich Lust hatte, weil ich nicht recht wußte, was ich werden sollte. Ich studirte diese und dann jene Wissenschaft. Mein Vater ließ mir alle Freiheit und gab mir alle Mittel, sie zu genießen. Er wünschte nur, ich sollte ein gelehrter Mann werden, sei es nun ein Arzt oder Rechtsbeflissener, oder sonst ein den Wissenschaften Ergebener, und mein Bruder hatte denselben Ehrgeiz für mich.

Ich durchstreifte die Welt, besuchte Italien, Spanien, Frankreich und England, und das ging damals theilweise noch ohne Eisenbahnen, in dem Postwagen oder zu Fuß. Na, das Ende der ganzen zehnjährigen gelehrten Bummelei war, daß ich mir vornahm, als Kaufmann unserem Hause zu dienen, Gesellschafter meines Bruders wurde, und zwar mit der festen Absicht, mir mein Vermögen redlich selber zu verdienen. Zwanzig Jahre lang, sagte ich mir damals, arbeitest Du, um auch an dem Ruf und der Größe des väterlichen Geschäfts mitzuhelfen, und dann, mit dem ersten Glockenschlage Deines einundfünfzigsten Jahres lebst Du nur fern den Geschäften in möglichster Glückseligkeit und Weisheit des Daseins, wie Horaz es preist. Das ist ein gutes Vornehmen gewesen, ich vermag es am besten zu würdigen, und daher, mein Junge, willst Du desgleichen thun, so kann ich es Dir von ganzer Seele empfehlen. Arbeite bis zu Deinem fünfzigsten Jahre aus Pflicht, als wäre es Dir nöthig, und dann genieße behaglich, was Dir bleibt, wie ein fleißiger Handwerker seinen Feierabend. Gut, wenn man, wie Du, sicher ist, alsdann sein Schäfchen im Trocknen zu haben."

„Ich hätte," hob danach Robert an, „auch nicht übel Lust, einfach hier in meiner alten Wohnung zu bleiben, wenn ich verheirathet sein werde."

„Was?" rief Friedrich aufs Neue und noch mehr wie vorher verwundert. „Hier?"

„Ich hänge an dem Hause; es fehlte mir etwas, wenn ich nicht mehr zwischen seinen Mauern lebte."

„Ganz schön, mein Junge. Mir ginge es grad' so. Aber Deine junge Frau?"

„O, die wäre gewiß damit zufrieden, Onkel. Wir haben ja hier oben Platz genug und können leere Räume doch benutzen. Dies," erläuterte der junge Mann, von seiner Arbeit aufschauend und sein Zimmer mit den Augen durchmessend, „bliebe meine Malerstube. Sie ist mir so lieb, sie ist so still, so behaglich, hat Raum und gutes Licht. Ich fände gar keine bessere. Mein anderes Zimmer daneben würde meiner Frau zum Aufenthalt dienen. Sie könnte von da auf die Straße schauen; dort könnten wir speisen und beisammen sein, wenn ich nicht arbeite. Hinten hinaus nach dem Hofe, wo mein Schlafzimmer liegt, stoßen noch ein paar, jetzt ganz leere Stuben an. Davon könnten wir uns einrichten, was uns noch nöthig. Eine Küche ist auch da, die man wieder benutzbar machen würde — ist's nicht wahr, Onkel? Ginge dies nicht? Wir kämen Dir ja gar nicht in Dein Gehege."

„Nein, nein!" entgegnete der Onkel zustimmend. „Und wir blieben dann auch zusammen, Robert. Ich hauste hier oben nicht ganz allein. Zwischen den Uffizi und meiner Pitti-Ecke bliebe die alte Verbindung, und wenn Ihr einmal Gesellschaft geben wollt, könnt Ihr diese Gemächer mit benutzen, Hei!" klatschte er in seiner Freude in die Hand. „Das ist geschickt! Junge, Du fängst das Heirathen richtig an. Was Du so vernünftig Dich dazu vorbereitest? Deine Helene muß ein Goldmädel sein; ich habe sie auf einmal wie eine Tochter so lieb. Und wenn Ihr hier wohnen werdet — ach, Robert, so dachte ich mir es früher mit der Elise! Daß man doch in diesem Hause wieder ein Familienleben hat! Lange gab es keines mehr hier, und die Elise hat keinen Sinn dafür. Von der habe ich gar nichts, denn in ihr Putzhaus gehe ich nicht. Das ärgert mich. Also, Robert, so machen wir's; ich helfe Euch das Nestchen einrichten. Wann willst Du denn heirathen?"

„So bald als möglich, Onkel. Um Weihnachten gewiß."

„Je früher, desto besser," damit ging Onkel Friedrich wieder in sein Pitti zurück, in bester Laune.—

Eines anderen Vormittags stellte sich Bernhard bei seinem Schwager ein, blaß, verstört, ein in sich gebrochener Mensch. Robert hatte ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen, gesprochen mit ihm nicht seit der vertraulichen Unterredung, in welcher er ihm seine hunderttausend Mark hergeliehen. Er war erschrocken, als er ihn jetzt in so elendem Zustande sah.

„Was ist Dir, mein Gott!" redete er ihn jetzt theilnahmvoll an, indem er ihm die Hand reichte. „Bist Du krank?"

„O," antwortete Bernhard, „zum Sterben! Wär's nur zu Ende mit mir! Du kannst Dir denken, Robert —"

„Muth, Muth, Alter. Kopf oben!"

„Ich lebe wie betrunken, wie von Sinnen. Und keine Nacht, in der ich ein Auge schließe. Solch' ein Dasein! Wie ein Verbrecher."

„Hat sich denn noch etwas Unglückliches zugetragen? Im Geschäft?"

„Nein," sagte Schauß und blickte ängstlich auf den Maler. „Aber Deinetwegen komme ich, Robert."

„Meinetwegen?" fragte dieser beunruhigt, ohne daß er einen Grund finden konnte.

„Seit ich erfahren, daß der Kriegsrath Sieberg nichts als Schulden hinterlassen, mache ich mir Gewissensbisse, Dein Geld angenommen zu haben. Ist es denn wahr?"

„Ja, der Kriegsrath hat seine Familie in Armuth zurückgelassen, das ist eine traurige Thatsache. Unbegreiflich, wie er bis zuletzt für einen reichen Mann gelten konnte und warum es ihm gefiel, die Welt derartig zu narren. Jetzt hat die Wittwe nur ihre bescheidene Pension, und davon soll sie noch die Schulden ihres Mannes abbezahlen."

„Eben das," klagte Bernhard düster, „es geht mir zu Herzen. Helene hat nichts, und Du rechnetest doch auf ihre Mitgift."

„O, der Schmerz um diesen Verlust ist überwunden, Bernhard! Hier" — er zeigte auf sein beinahe fertiges Bild — „finde ich Trost."

„Aber nun hättest Du Dein Geld nöthig, lieber Freund; Du brauchst es, um zu heirathen, und ich habe es ausgegeben. Ich kann es Dir nicht zurückerstatten, ohne abermals — Du weißt — ich sagte Dir schon! — Die Zinsen—"

„Mache Dir darum doch keinen Kummer," unterbrach Robert, wieder in seine Gemüthsruhe zurückgebracht, den Geängstigten. „Habe ich denn etwas von Dir verlangt? Wenn das Geld seinen Zweck erfüllt hat und die Ehre der Firma nicht mehr bedroht ist, so bin ich heute noch mehr zufrieden, Dir geholfen zu haben, wie in jener Stunde, da Du mir Deine Noth vertrautest. Ist diese nun beseitigt?"

„Sie ist es, Robert. Ich bin nicht mehr bedrängt, Dank Dir. Aber Du! Es quält mich, daß Du um Deines Edelmuthes willen leiden sollst."

„Das ist ja gar nicht der Fall. Wenn Du mir nach wie vor die Zinsen zahlst, so habe ich genug, und sammle Du nur, unbesorgt um mich, Deine Kräfte wieder."

„Du nimmst mir mit diesen Worten, mit diesem Vertrauen, einen schweren Stein vom Herzen. Ein paar Monate, und Alles geht wieder bergauf. Dann werde ich Dir auch schon vom Capital zurückgeben können."

„Um so besser, und damit Basta. Wenn Dich also weiter nichts bedrückt hat, Schwager, dann magst Du wieder frohgemuth sein. Aber ich fürchte, Du hast mit Elise noch keine Aussöhnung gefunden. Nicht wahr?"

„Auch keine Aussicht mehr dazu," erwiderte Schauß mit sichtlicher Erbitterung. „Sie ist wie besessen, sage ich Dir. Sie will in allem Ernst sich von mir scheiden lassen und hat bereits Schritte deshalb gethan."

„Ist es möglich!" rief Robert, eben so erstaunt wie empört. „Um dieser Geldfrage willen, die sie doch nun gar nicht weiter berührt hat!"

„Das liegt tiefer — o, das liegt tiefer, Robert. Ich sehe scharf mit meinem Argwohn! Seitdem dieser Baron v. Schaal in ihren Weg getreten, hat sie den Kopf und auch das Herz, wenigstens für mich, verloren."

„Hast Du denn einen Grund zu solchem Verdacht, mehr und stärker als den Deiner Eifersucht?"

„Ich habe nur eine Ahnung."

„Also nichts denn eine Einbildung! Mensch, laß Dich doch davon nicht berücken!"

Schauß schüttelte energisch sein Haupt und machte eine abwehrende Bewegung mit seinen Händen.

„Sie verräth sich mir genugsam in Worten und Wesen," sagte er. „Sie will meine Frau nicht mehr sein, weil sie der Hochmuth erfaßt hat, und es ist ihr ganz gelegen gekommen, daß ich auf Einschränkung unseres Haushalts bestehen muß. Dadurch hat sie einen Vorwand, sich feindselig gegen mich zu stellen, und sie nutzt ihn aus, um es zum Bruch zu treiben. Sonst hätte sie nichts finden können. Ach, das ist doch klar! Sie wüthet und spielt die Unglückliche mit einem Hintergedanken."

„Und der wäre?" fragte Robert gespannt, wie um aus Bernhard's Munde zu vernehmen, was er selber nach seiner Darstellung in Gedanken schon gefolgert.

„Als geschiedene Frau den Baron zu heirathen," erklärte Bernhard unumwunden, mit blitzenden Augen und unwillkürlich seine Hände ballend.

„Das wäre ja freventlich! Nein, nein, ich glaube es nicht! Du siehst Gespenster."

„Warten wir es ab, Robert. Was könnte sie veranlassen, so zu handeln, wenn nicht eine Leidenschaft, dir sie verblendet hat? Sie kann Leidenschaften haben, sagte sie mir selbst. Wozu sagte sie dies, da sie mir mit demselben Athemzuge ihre Liebe und alle Rücksichten einer Frau gegen ihren Mann förmlich aufkündigte? Ihr Hintergedanke brach hier hervor. Sie hat eine Leidenschaft für den Baron gefaßt, nicht nur, weil er sie mit seiner Schönheit, seinen feinen Manieren berückte, sondern weil es sie befiel, vielleicht eine Baronin werden zu können, sich als solche in glänzendem Auftreten zu spreizen. So ist es, Freund. Ich bedauere sie beinahe mehr, als daß ich sie als Zerstörerin meines häuslichen Glücks verdamme. Eine Krankheit rast in ihr. Dagegen ist nichts zu machen, als ausrasen lassen."

„Wenn dem so wäre," entgegnete Robert in ernstem Sinnen, „so könnte ein festes, männliches Entgegentreten wohl eine heilsame Wirkung bei ihr hervorbringen."

„Ich habe es ja noch einmal versucht," versicherte sein Schwager. „Es hat mich noch einmal überzeugt, daß sie verloren ist für mich. Sie läßt nichts gelten, sie will keinen Ausgleich. Wir verkehren gar nicht mehr mit einander. Ich gehe früh Morgens ins Geschäft und kehre spät in der Nacht heim, nachdem ich in einem Restaurant zu Abend gegessen. Es ist schon wie aus mit unserer Ehe. Jeder lebt für sich. Ein Elend, herzbrechend. Aber ich halt's nicht mehr auf; ich lasse es gehen, wie es will. Da sie mir den Wolfgang läßt — sie sagte es schon, sie hat ja auch keine Mutterliebe, und der Junge wäre ihr wohl auch unbequem in ihren Plänen mit dem Baron — so besser, man trennt sich, wenn man doch nicht mehr zusammenpaßt."

Robert war erregt worden und ging in großen Schatten auf und ab.

„Höre!" sagte er, vor seinem Schwager stehen bleibend. „Ein Dritter kann oft eine Vermittlung finden. Ich bin Elise's Bruder; ich darf schon ein Wort mit ihr in so zarter Angelegenheit reden. Das geht am Ende die ganze Familie sehr nahe an. Vielleicht bringe ich Euch wieder in Ordnung. Erlaubst Du mir, in dieser Absicht mit Elise zu sprechen?"

„Gern, sei es auch nur, um Dich zu überzeugen, daß ich Recht habe und sie gar keine Verständigung mehr will."

„Hast Du mit ihr schon wegen des Baron gesprochen?"

„Nichts Anderes, als meinen Verdacht angedeutet."

„Und könnte ich sie des Näheren damit bekannt machen? Würdest Du nichts dagegen haben?"

„Nein, gar nichts. Dieser Punkt würde auch nicht zu umgehen sein."

„Gut, so werde ich zu ihr gehen. Morgen."

„Und Du sagst mir im Geschäft, wie diese Unterredung abgelaufen?"

„Sogleich nach derselben."

Bernhard schickte sich an, das Atelier wieder zu verlassen. Er drückte seines Schwagers Hand mit sprechenden Augen.

„Ich hoffe das Beste, Bernhard," ermuthigte ihn dieser.

Der Kaufmann zuckte die Schultern und erwiderte seufzend:

„Ich fürchte das Schlimmste!"

VIII.

Robert's Besuch erfreute seine Schwester augenscheinlich gar nicht. Sie mochte errathen, was derselbe bezwecken sollte, und ihre Miene war nicht der Art, daß sie den Vermittler in seinem Vorhaben hätte ermuntern können. Aber er legte kein Gewicht auf den kalten, befremdlichen Empfang, den sie ihm bereitet, sondern antwortete darauf mit einer Herzlichkeit, wie sie dem innigen Antheil an dem ehelichen Zerwürfniß der ihm Nächsten entsprach.

„Elise," sagte er gleich nach seiner Begrüßung und legte die Hand traulich und wie Vertrauen damit erbittend, auf ihre Schulter, „was ist nur mit Dir vorgegangen? Du bist wie ausgewechselt seit Deiner Rückkehr!"

Sie entzog sich seiner Berührung, und scharf, mit einem stechenden, herausfordernden Blick ihn betrachtend, antwortete sie herben Tones:

„Schickt Dich mein Mann?"

„Und wenn es wäre?" Die Sache ist ernst genug, um Deine Angehörigen zu beunruhigen."

„Meine Angehörigen! Das bist Du?"

Es lag etwas Höhnisches in diesen Worten, was nicht ohne verletzenden Eindruck auf den jungen Mann blieb. Doch flog der Schatten schnell von seiner Stirn und freundlich wie vorher, brüderlich entgegnete er:

„Du bist in einer gereizten Stimmung, Elise; Gott weiß warum. Ich bitte Dich, laß uns einmal ruhig mit einander sprechen. Mit wem könntest Du es auch offener thun, als wie mit mir? Bernhard ist mir ein Freund immer gewesen, und so kann es Dich nicht Wunder nehmen, daß er mir sein Herz ausgeschüttet hat. Der Kummer drückt ihn zu Boden und Du hast diesen Kummer verursacht. Du willst brechen mit ihm, sagte er mir; Du willst Dich scheiden lassen."

„Und Du, mein lieber Robert," behielt sie das Höhnische und Herbe auch in dieser Rückäußerung bei, „willst den Prediger spielen, merke ich, der einen Sühnversuch macht? Bemühe Dich nicht. In meinen Angelegenheiten weiß ich, was ich zu thun habe, und verbitte mir jede Einmischung in dieselben, auch von meinen Angehörigen — ja," setzte sie noch schneidender hinzu, „von diesen verbitte ich sie mir auf's Entschiedenste."

„Elise! So weisest Du mich ab?" warf er sanft ihr vor. „Standen wir denn so im Leben zu einander, daß Du mir den natürlichen Antheil an Deinem Schicksal verwehren willst?"

„Ach!" rief sie unwillig und ungeduldig. „Natürlicher Antheil! Welch Geschwätz! Ich erkenne gar keine Berechtigung von Dir an, mich über irgend etwas, zumal über meine ehelichen Verhältnisse, zur Rede zu stellen, mich in Verhör oder in die Beichte zu nehmen. Ich meine, Du hättest jetzt mit Dir genug zu thun, um Dich nicht noch mit Anderen zu beschäftigen."

Robert schaute betreten zu ihr auf.

„Ich? Mit mir zu thun? Wie soll ich dies verstehen?"

„Ja," entgegnete sie mißächtlich, „wenn Du es selbst nicht weißt, so geht es mich erst recht nichts an. Würde ich, und mit viel mehr Recht, als Du Deine Mission an mich unternommen hast, einen Antheil an Deinen Handlungen in Anspruch nehmen, so würde ich wegen der Verlobung mit Fräulein Helene Sieberg bei Dir anfragen."

„Bitte," forderte er sie gleichmüthig auf. „Was willst Du wissen? Wann die Hochzeit sein wird?"

„Die Hochzeit? Wirklich, ich fürchte, Du bist so thöricht und verheirathest Dich mit diesem Mädchen."

„Du fürchtest?" versetzte er mißbilligend. „Seltsamer Ausspruch. Thöricht? Ich meine, Du hast sonst nichts Thörichtes darin gesehen, daß ich mich mit Helene verheirathen will."

„Sonst! gerieth sie unwillkürlich in Eifer und überließ sich ihm dann in dem weiblichen Instinct, damit dem Gespräch eine Wendung zu geben, die sie aus einer Angeklagten zur Klägerin mache und damit sie dem arglos mit ihr Verhandelnden die Absicht völlig durchkreuze. „Ja, sonst!" wiederholte sie. „Als Helene noch für ein wohlhabendes Mädchen galt. Aber jetzt, nun sich herausgestellt hat, daß sie arm ist, blutarm — "

Sie zuckte verletzend mittleidig mit den Achseln.

„Aendert sich für mich nichts," erwiderte er ruhig und bestimmt. „Sie ist mir noch eben so lieb, wie sonst; ja, sie ist mir theuer durch ihr Unglück geworden."

„Höchst romantische Schwärmerei!"

„Aber sie macht mich höchst glücklich, Frau Schauß," betonte er wie in scharfer Zurechtweisung.

„Ein Blitz aus ihren stahlkalten Augen traf ihn dafür, ihre Lippen hoben sich spöttisch, und sicher ihn zu verwunden, sagte sie:

„Mir könnte es ja, wie gesagt, sehr gleichgültig sein, wie Du Dir Dein Glück bereitest; Du genießest es ja und ich will keinen Theil davon haben. Dein Geschmack ist wohl nicht der meinige; aber da Deine Heirath, so zu sagen, eine neue Verwandtschaft in's Haus bringt, so verhehle ich meinestheils nicht, daß Du Rücksichten darauf nehmen solltest und nicht eine so arme Gesellschaft uns anhängen."

Eine dunkle Röthe stieg schnell zu Robert's Stirn.

„Sie wird Dich nichts kosten!" schleuderte er ihr unwillig zu.

„Nein, ganz gewiß nicht," höhnte sie mit herzlosem Auflachen; „es wird dies durchaus nur Deine Sorge sein. Gratulire, Herr Robert — Werg."

Sie stieß diesen Namen nach einem Innehalten schnell hervor; ein Dolchstich sollte es sein, und er hatte sein Ziel nicht verfehlt.

Robert's Antlitz flammte vor Zorn und Empörung. Seine großen Augen rollten und maßen die junge, herausfordend vor ihm stehende Frau, von oben bis unten.

„Was ist das?" bebte es von seinen Lippen, und seine Hand fuhr über die Stirn, als wolle er sich versichern, ob er wache oder träume. „Warum dieser Name, bei dieser Gelegenheit? Es ist der Name dessen, dem ich mein Leben verdanke — fast wußte ich es nicht mehr. Es ist meines rechten Vaters Name, den ich verloren habe, ohne daß ich dafür konnte. Wozu denn das? Warum rufst Du diesen Schatten hierher? Ich fühle, daß Du damit etwas Feindseliges, etwas Gehässiges, etwas Niedrieges beabsichtigst; aber ich verstehe den Grund nicht, noch erkenne ich die Absicht. Was soll es denn heißen, mich auf einmal daran zu erinnern, was ich längst, längst vergessen, was ich niemals eigentlich aus eigenen Kindheitseindrücken gewußt, daß ich Robert Werg gewesen bin und erst durch Deines Vaters Güte Robert Siegfried wurde."

Er schüttelte sein Haupt, und bleich jetzt, fuhr er fort, indeß Elise mit Genugthuung seine Erregung verfolgte und in der ihrigen die Hände heftig in einander spielen ließ:

„Ja, soll mich dies etwa beleidigen? Kann es dies? War es denn eine Schande, Robert Werg zu heißen? War mein armer Vater nicht ein Ehrenmann? So viel ich weiß, ja — ach, ich weiß ja nichts, nichts von ihm, als was ich gelegentlich früher — schon vor langen, langen Jahren — aus hinfallenden Bemerkungen Onkel Friedrich's oder Deines Vaters gehört habe. Nein, nein, ich weiß gar nichts von ihm, als daß er Werg hieß, und daß man nie etwas Uebles ihm nachgesagt. Weißt Du denn mehr, Du, die nach mir geboren wurde, die jünger ist, als ich? Warum, der ich Dein Bruder nach Recht und Gesetz geworden bin, rufst Du mich in dieser Stunde, wie noch niemals: Robert Werg?"

Er drang drohend gegen sie vor. Furchtlos hielt sie ihm ihren vorgestreckten Arm entgegen und sagte hämisch:

„Ich habe Dich einmal daran erinnern wollen, was es mit Deiner Bruderschaft zu mir zu bedeuten hat. Nicht mehr, als wie ich dulden will."

Er faßte unter der Betäubung, in die ihn der jäh gefallene Schlag versetzt hatte, den vollen Sinn ihrer Worte noch nicht. Er arbeitete noch immer daran, sich diesen Ueberfall zu erklären.

„Dulden will," stammelte er. „Du? Du sagst mir so etwas? Habe ich nicht stets wie ein Bruder an Dir gehandelt, wie ein guter Bruder? Was fällt Dir nur ein, auf einmal meine Bruderschaft nicht dulden zu wollen, da es mich aus ehrlicher Bruderliebe trieb, zu Dir zu kommen und Dir ins Gewissen zu reden."

„Eine Anmaßung," unterbrach sie ihn, „die ich vorweg abwies."

„Ja, wenn sich dies freilich Robert Werg unterstanden hat," verfiel er grübelnd auf diesen Namen zurück, „ah, dann kann man es der hochmüthigen Frau Schauß nicht verdenken.

Sie ist eine geborene Siegfried, und was hat sie mit dem Sohn des armen Werg zu thun? Ich weiß nicht einmal, was der Mann gewesen ist!" brach es in schmerzlicher Bitterkeit aus seiner Brust hervor. „Ein Lehrer, meine ich, oder dergleichen. Mein Gott, warum weiß ich dies nicht! Warum kümmerte ich mich nie darum bisher! Ich hätte es doch thun sollen — müssen. Er war mein Vater. Aber was fragte ich nach ihm, oder gar nach meiner Mutter, daß ich Beide nicht gekannt, da ihr Bild meinen Sinnen völlig entschwunden war, als ich älter geworden? Ja, Elise, gut, daß Du mich daran mahnst. Es ist wie an eine versäumte Pflicht. Warum sprachst Du sonst nie von Robert Werg, und erst heute? Warum nie in schwesterlicher Liebe, die ich bei Dir voraussetzte, und jetzt in solchem Haß, den ich nicht in Dir vermuthen könnte? Was geschah denn? Was that ich Dir denn? Daß ich Helene heirathen werde? Daß ich hoffte, Dich mit Deinem Manne wieder zu versöhnen? Darum nicht mehr Robert Siegfried, sondern — Werg? So soll mit einem Ruck das Band zerrissen sein, das uns seit unserer Kindheit vereinigt hat? O, Elise, ich muß irre sein. Ich träume mir dummes Zeug zusammen. Rede, daß ich mich von meiner Bethörtheit überzeuge."

Sie hatte sich dem Fenster und ihm den Rücken zugewandt. Die Wirkung, welche ihr Angriff auf Robert hervorgebracht, gewährte ihr ersichtlich eine Genugthuung.

(Fortsetzung folgt.)

Der gute Verband. Prof. (im Saale der Klinik): „Sehen Sie, meine Herren, wie vortrefflich dieser Verband angelegt war: acht Tage hat der Mann ihn getragen, und nicht ein Bischen hat er sich verschoben." Bauer: „Jo, jo, Herr Dokter, des hen Sie guet g'macht, aber's hett au weh thue!" Der Verband wird abgenommen und siehe da, er war in das Fleisch eingenäht.

Das Jubiläum des Petroleums.

Der 28. August 1859 war ein wichtiger Tag für Titusville, für Pennsylvanien, die Ver. Staaten, die neue Welt, die gance civilisirte Menschheit. An diesem Tage wurde die erste Quelle amerikanischen Kohlenöls erbohrt und am 28. August 1884 hat sonach diese wichtige Entdeckung ihr 25jähriges Jubiläum gefeiert. Petroleum und seine beleuchtenden und heizenden Eigenschaften waren schon längst bekannt, am Flusse Irrawaddy im brittischen Burmah, in Afghanistan, in Persien, Turkestan, Sicilien und an anderen Orten war es entdeckt worden, aber den Ver. Staaten war es vorbehalten, dasselbe zu einem der wichtigsten Artikel des Welthandels zu machen. Schon den Indianern war das Petroleum bekannt; sie schöpften es von der Oberfläche des Flüßchens, das heute Oil Creek heißt, und verwendeten es zu medicinischen Zwecken. Anfang 1859 begann Col. Drake von New Haven nach Oel zu bohren, am 28. August 1859 wurde die erste Oelquelle oder der erste unterirdische Oelbehälter in einer Tiefe von 69½ Fuß eröffnet. Die Quelle ergab anfänglich 10 Faß täglich und das Faß wurde für 50 Cents verkauft. Im September wurde die erste Pumpe eingesetzt und der tägliche Ertrag hob sich auf 20 bis 50 Faß. Die Werkzeuge und Maschinen, welche damals im Gebrauch waren, unterscheiden sich von den heute verwendeten, wie der Hakenpflug des Alterthums, der heute noch vielfach in Mexico im Gebrauch ist, von unserm Cultivator.

Drake's Erfolg brachte in Titusville und weit darüber hinaus eine ungeheure Aufregung hervor. In der Nachbarschaft seines Brunnens und in immer weiterer Ausdehnung wurde nach Oel gegraben, der Flecken Titusville war in zwei Jahren ein Städtchen mit 10,000 Einwohnern.

Bald drang man tiefer in die Eingeweide der Erde, erreichte den sogenannten „dritten Sand" und erzielte hierdurch weit größere Ausbeute. Im September 1861 lieferte die berühmte Phillips-Quelle 4,000 Faß täglich. Das Oel stieg vorübergehend auf $20 00 für das Faß, doch müssen $4.00 als damaliger Durchschnittspreis bezeichnet werden. 1859 wurden 82,000 — 1876 bereits 9,000,000 Faß gefördert. Im folgenden Jahre trat der Bradford-Bezirk hinzu und der Ertrag stieg auf 13,000,000 Faß; von da ab ist eine jährliche Zunahme der Förderung um ungefähr 5,000,000 Faß zu verzeichnen und 1882 wurden $31,789,190 Barrels gewonnen. Die Ausfuhr hielt mit der Förderung gleichen Schritt. Von 1862 bis 1863 wurden 600,000 Gallonen, 1883 506,000,000 Gallonen im Werthe von $44,000,000 ausgeführt. Der Umsatz der Oelbörsen in Oil City, New York, Bradford und Pittsburg betrug im vorigen Jahre 6,004,263,000 Faß.

Die durchschnittliche Tiefe der Oelquellen beträgt zwischen 1500 bis 1800 Fuß, doch erreichen einige eine Tiefe von nahezu 4000 Fuß. Den gegenwärtigen Stand des Oelmarktes können wir als bekannt voraussetzen.

Die Wissenschaft des Hängens.

Die empörenden Scenen, welche sich bei der Hinrichtung des farbigen Mörders Jefferson in Brooklyn, N. Y., zugetragen haben und auch bei anderen Hinrichtungen in unserem Lande sowohl als in England nur zu häufig beobachtet worden sind, haben den Oberarzt der englischen Gefängnisse, Dr. Barr, veranlaßt, seine auf vielfache Erfahrungen und auch auf Versuche an Thieren gestützten Ansichten über die möglichst menschliche Vollziehung der Todesstrafe in dem bekannten medizinischen Fachblatt „Lancet" mitzutheilen.

Unter den bisher üblichen Methoden der Hinrichtung führt der richtig angewandte Strick, wenn nicht den Tod, so doch ganz gewiß die völlige Bewußtlosigkeit am schnellsten, sichersten und leichtesten, d. h. weniger pein- und schmerzvoll, als irgend eine andere der bis jetzt angewendeten Todesarten herbei. Durch den englischen Scharfrichter Calcraft wurde der kurze Strick von 2½ Fuß Länge eingeführt, während dessen Nachfolger Marwood den langen Strick — 4 bis 6 Fuß lang, je nach dem Körpergewichte des armen Sünders — vorzog und in Amerika ein zwischen beiden vermittelndes Verfahren an der Tagesordnung ist. Der kurze Strick führt den Tod durch Pulsstockung (Asphyxie) herbei, letztere tödtet langsam, ist aber stets mit dem höchsten Grade von Ohnmacht und daher völliger Bewußtlosigkeit verbunden, und der Tod ist daher wenig peinvoll. Trotzdem wird der kurze Strick mit Recht nicht mehr angewendet.

Der lange Strick tödtet, wenn die Schlinge nicht zweckmäßig angelegt oder der Fall des Delinquenten nicht tief genug ist, ebenfalls durch Asphyxie, oder durch wirkliche Erdrosselung und nur selten durch den Bruch der Wirbelsäule. Den letzteren herbeizuführen, muß das Bestreben eines denkenden Scharfrichters sein, und derselbe wird diesen Zweck durch sorgfältige Beobachtung folgender Vorschriften mit großer Sicherheit erreichen:

Die Schlinge ist dicht unterm Kinnladen und dem Zahnfortsatze des zweiten Halswirbels — hyoid bone — anzulegen und zwar so, daß im Augenblicke des Falles die Adern, welche das Blut zum Herzen führen, oder Venen, die Schlagadern oder Arterien und die Nerven völlig zusammengeschnürt werden; dies ist viel wichtiger, als die vollständige Verengung der Luftröhre, deren Thätigkeit bei einer geschickt ausgeführten Hinrichtung durch den Strick nicht in Frage kommen darf. Der Strick soll möglichst dünn, biegsam und geschmeidig, aber sehr wenig dehnbar oder elastisch sein; derselbe ist am besten aus Seide anzufertigen und hat einen halben Zoll dick zu sein. Völlig unelastisch darf er nicht sein, weil sonst die Gefahr des Reißens zu groß wird, aus demselben Grunde ist auch die Fallhöhe nicht über 6 Fuß auszudehnen. Wenn Hinrichtungen in dieser Weise ausgeführt werden, so tritt der Tod durch Verrenkung des Zahnfortsatzes (Bruch der Wirbelsäule) und Druck auf das verlängerte Mark ein und in solchen Fällen hat Dr. Barr beobachtet, daß die Thätigkeit des Herzens in zwei Minuten aufhörte. Unendlich viel früher war völlige Bewußtlosigkeit und Muskellähmung vorhanden und zwar schon innerhalb des zwanzigsten Theils einer Secunde nach dem Falle. Daß bei derartigen Hinrichtungen der Tod durch den Bruch des Atlas oder obersten Halswirbelknochens eintritt, welcher den Kopf trägt, kommt allerdings ebenfalls vor, aber sehr selten. Wenn der Henker in der angegebenen Weise verfährt, so kann die Hinrichtung durch den Strick mit vollem Rechte als die humanste von allen Todesarten bezeichnet werden, deren sich bisher die Staaten den Unglücklichen gegenüber bedient haben, die das Leben nach dem Gesetze verwirkten.

— Aus einem leider noch nicht angestellten Verhör. — Ihr Stand? — Ich betreibe eine Fabrik. —Geschäftszweig? — Börsengeschäfte. — Allein oder zusammen mit Anderen? — Mit Hilfe meiner Phantasie. —Was fabriziren Sie denn? —Choleranachrichten.

Verschiedenes.

— In der Nacht vom 6. auf den 7. August wurden die Bewohner des Albanergebirges in Italien durch drei heftige Erdstöße aus dem Schlafe geweckt. Der erste erfolgte um 1 Uhr, die beiden letzteren um 3½ Uhr Morgens. Allen drei ging ein starkes unterirdisches Getöse vorher. Die Nacht war sternenhell bei hellem Mondschein. Die Hunde bellten, die Hühner schlugen mit den Flügeln und machten großen Lärm. Es wurde beobachtet, daß die Stubenvögel, von großer Angst erfaßt, sich gegen die Gitter der Käfige drängten, um auszubrechen. Am stärksten zeigte sich das Erdbeben in Marino und Albano, von wo sich dasselbe bis zu dem Seebade Porto d'Anzio hinwegzog. Hier stürzte sofort alle Welt aus den Häusern an den Strand. Alle Bergstädtchen des Albanergebirges und die umliegenden Villen sind gegenwärtig von römischen Familien übervölkert, welche dort ihre Sommerfrische genießen. Ueberall suchte man sich halbnackt auf die öffentlichen Plätze zu retten. Im ersten Augenblick herrschte großer Schrecken und Verwirrung. Als die Stöße sich nicht wiederholten, beruhigte man sich. In Frascati blieben über 2000 Personen bis Sonnenaufgang auf der großen Promenade; der Schrecken verwandelte sich in Scherz und Heiterkeit, die Weinwirthe öffneten ihre Keller, man spielte Mandoline, sang und becherte bei dem herrlichsten Mondschein. Die Furchtsamen benutzten den ersten Eisenbahnzug, um nach Rom zu flüchten, wo die Erdstöße ebenfalls, aber nur von dem meteorologischen Observatorium bemerkt wurden. Unheil hat das Erdbeben, welches übrigens seit mehreren Jahren stets in den Sommermonaten im Albaner-Gebirge vorkommt, nicht angerichtet.

— In den diplomatischen Kreisen der türkischen Hauptstadt lacht man sich über einen kläglich mißlungenen Versuch der Pforte, dem ausländischen Postbetriebe einen Trumpf hinzuwerfen, vergnügt in's Fäustchen. Wie bekannt, sind die fremden Postämter der Pforte ein Dorn im Auge, weil sie durch dieselben ihre eigene Würde beeinträchtigt glaubt. Da es ihr nicht gelungen ist, sich dieser fremden Einrichtungen zu entledigen, so hat sie den Versuch gemacht, deren Ueberflüssigkeit dadurch zu beweisen, daß sie ihre Postsachen auf eigenem Wege zu befördern beschloß. Dieser neue türkische Postdienst wurde am 2. August nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit eröffnet. Der Generaldirector der Posten und Telegraphen, Izzet Effendi, fuhr mit den Ober-Beamten seines Departements bis nach Cavak auf dem Postdampfer „Dolmabagdsche", der mit den Sendungen nach Varna fuhr, und gab auf dessen Verdeck ein splendides Dejeuner. Allein, trotzdem der Dampfer zugleich mit der „Ceres" des österreichisch-ungarischen Lloyd abfuhr, so kam er doch um 4¼ Stunden später als diese in Varna an, welche die Sendungen der österreichisch-ungarischen, französischen, englischen und deutschen Postämter in Konstantinopel beförderte. Die türkische Post versäumte also den Blitzzug um mehr als zwei Stunden. Durch Vermittelung der bulgarischen Postdirection wurden die betreffenden Briefe und Packete dann mittels Extrazuges nach Rustschuk gesendet, der 2000 Franks kostete, aber den Eilzug, der nach Bukarest abgeht, nicht zu erreichen vermochte. Die Sendungen mußten also auf den nächsten gewöhnlichen Zug warten. Die Pforte giebt sich jedoch noch nicht geschlagen; sie hat ein neues Schiff ausrüsten lassen. Es besteht übrigens die Gefahr, daß sich das Fiasko wiederholen werde, denn die türkischen Schiffe können mit dem ausgezeichnet organisirten österreichisch-ungarischen Lloyd nicht concurriren.

— In Gotha ist am 3. August bei einem Ball der Gesellschaft „Schützenkränzchen" im „Thüringer Hof" ein Act von Rohheit vorgekommen, der allgemeines Aufsehen erregt. Nach dem „Goth. Tagblatt" kamen in das Lokal zwei Soldaten des hiesigen Bataillons und verlangten Eintritt. Da der Eine von ihnen als sehr gemüthlich bekannt war, wollte der Vorstand von dem früher gefaßten Beschlusse, Soldaten nicht mehr zuzulassen, eine Ausnahme machen und Beide gegen Zahlung von 1 M. Eintrittsgeld zulassen. Den beiden Soldaten war dieser Betrag aber zu hoch, wegen der schon vorgeschrittenen Zeit genüge auch ein geringeres Eintrittsgeld. „Und wenn Ihr um 12 Uhr kommt, das ist einerlei," antwortete das betreffende Vorstandsmitglied, „es kostet eben 1 M." Daraufhin entfernten sich die beiden Soldaten. Kurz nach 10 Uhr wurde plötzlich die Thüre geöffnet und zwar durch einen Unteroffizier. Als das betreffende Vorstandsmitglied mit diesem verhandeln wollte, bekam er von einem hinter dem Unteroffizier stehenden Spielmann einen Schlag auf den Kopf, was ihn veranlaßte, sich zurückzuziehen. Doch so weit sollte er nicht kommen; es fielen sechs Mann über ihn her, warfen ihn zu Boden und mißhandelten ihn. Und nun schienen die Soldaten aus der Erde herauszuwachsen. Es waren ihrer auf einmal 25—30 Mann. Der Unteroffizier commandirte, vorzugehen, die Mannschaft gehorchte und nun ging es mit lautem Hurrah in den Saal hinein. Hier wurde mit den blanken Säbeln auf die gar nichts ahnenden Männer, Frauen und Mädchen eingehauen. Der Schrecken der wehrlos Ueberfallenen war grenzenlos; auf der Nordseite des Saales sprangen, soweit dies möglich war, die einzelnen Personen zum Fenster hinaus, während die auf der anderen Saalseite Befindlichen sich das Einhauen ruhig gefallen lassen mußten und nur weheklagen konnten. Es hat bis jetzt noch nicht festgestellt werden können, wie viele Personen schwer und leicht verletzt worden sind.

— Ueber einen Kannibalen wird aus Emden unterm 4. Aug. berichtet. Die unverehelichte L. daselbst bekam mit ihrem Kostgänger Streit darüber, daß dieser zu Mittag Fleisch verlangte, während die L. erklärte, kein Geld zu Fleisch zu haben. Dieser Streit setzte sich am Nachmittag fort, bis der Kostgänger das Brotmesser aus der Schublade des Tisches riß und mit den Worten: „Ich will doch Fleisch haben!" der L. drei Finger von der rechten Hand schnitt und außerdem noch die Pulsader beschädigte. Die L. wurde nach einem sehr starken Blutverlust ins städtische Krankenhaus gebracht, während der Unmensch hinter Schloß und Riegel gesetzt ward.

— Das „Journal offiziel" in Paris veröffentlicht den Bericht der Kommission, welche von dem Unterrichtsminister zur Prüfung der von Pasteur erfundenen Impfung gegen die Hundswuth eingesetzt worden war. Das Schriftstück besagt, daß alle von Pasteur angeführten Thatsachen sich durch angestellte Versuche vollkommen bestätigt haben; von 42 Hunden wurden 23 geimpft und diese mit den übrigen 19 theils direct von wüthenden Hunden gebissen, theils durch Einimpfung des Virus toll gemacht. Die 23 geimpften Hunde blieben vollkommen gesund, während bei den übrigen 19 die Tollwuth in höherem oder geringerem Grade ausbrach.

Zum Rekter Guhle aus seiner Schule.

(Schlesisch.)

Examen hoan se ei der Schule,
Der Schulroath ihs vu Brassel do,
Und war nischt koan, dam haut der Guhle
A' Puckel murne grien und bloo.
Eim Lasen und Buschtabieren,
Eim Uffotzschreiben, eim Gedicht
Und goar eim schwerschten Reselvieren
Thutt Jider heute seine Flicht.
Do nimmt a's Kappel ei de Hände
Der Roat und wiel schunt baten lon —
Uf eemol stellt a' no am Ende
'ne Fraage aus de Relejon.

„Ihr Kinder!" spricht a, „wenn Ihr früh
Gesund aus Eu'rem Bett aufsteht,
Sinkt nieder Ihr auf beide Kniee
Und sprecht ein frommes Dankgebet.
So thun nicht blos wir Menschen all',
Nein, auch die Thiere, groß und klein,
Und namentlich mit Liederschall
Danksagen Gott die Vögelein.

Wenn Ihr nun hört zur Morgenstund'
Die Nachtigall im Garten schlagen,
Wißt Ihr dann auch den stillen Grund,
Warum sie singt? Nun, könnt' Ihr's sagen?"

Do meld't sich uf der Urenbanke
'm Franke-Naatz sei Jeremies,
Und wie'n der Schulroath rufft, schreit Franke:
„De singt halt, weil's—a' Männel ihs!"

Philo vom Walde.

— Schlechte Ausflucht. — Jean: „Herr Baron, der Hausarzt ist draußen, um Ihnen seine Aufwartung zu machen." — Baron: „Verdammt — heute ist Neujahrstag und ich soll wohl seine Note bezahlen. (Zu Jean): Sag' ihm, ich bedaure recht sehr, doch kann ich ihn heute nicht sehen, ich......... ich bin unwohl!"

— Verschnappt. Herr: Ich möchte den Herrn Oberlandesgerichts-Präsidenten sprechen.—Bedienter: Vor vier Stunden wird er schwerlich zu Hause sein.—Herr: Nun, dann geben Sie wenigstens dieses Billet ab.—Bedienter: Zu Diensten, mein Herr. Wollen Sie gleich auf Rückantwort warten?

— Zwei schwäbische Philosophen. A. Ach was, des glaub' i net, daß, wenn ma emal g'storbe ischt, es no en Unterschied zwische de Mensche giebt;—i glaub', daß Alle, Böse und Guete, Rechte und Schlechte in de Himmel komme.—B. Ja wohl, des schon, aber die Tropfe falle halt na wieder runter—wenn 's regnet.

— Kurz und klar. — Kläger (nach verlorenem Prozeß): „Und wenn ich auch das Unglück gehabt hab', den Prozeß zu verlieren, das Recht behalte ich doch auf meiner Seite. Die Sache verhält sich nicht so, wie die Beweisaufnahme ergeben hat. Ich bestreite Alles!" —Richter: „Sie haben nichts weiter zu bestreiten, als — die Kosten des Gerichtsverfahrens."

— Aus dem Gerichtssaal. Richter: „Angeklagter, Sie werden beschuldigt, beim Ochsenwirth gerauft zu haben!"—Angeklagter: „Den Kopf lass' ich mir abschneiden, wenn ich das gethan hab'!"—Richter: „Darauf geben wir nichts, das geschieht Ihnen ohnedem nicht."—Angeklagter: „Desto besser für mich! Ich wollte Sie nur a bisl einschüchtern, Herr Richter!"

— Kompagnie-Befehl.—Frau Feldwebel: Aber Mann, wie siehst Du aus? Deine Kinder ängstigen sich entsetzlich und verkriechen sich in alle Winkel und mit mir sprichst Du kein Wort! — Feldwebel (barsch). Das ist „Kompagniebefehl! .... Kompagnie zeigt drei Tage und den folgenden Sonntag ein grimmiges Gesicht und spricht nicht mit Frauensleuten.—Begegnet die Kompagnie Frauensleuten, so macht die Kompagnie eine Faust......... Verlängerung und Verschärfung dieses Befehls in Aussicht......Hauptmann Brüllowsky."...... Wahrscheinlich hat sich der Herr Hauptmann wieder einmal mit seiner Frau gezankt.

— Der Empfindsame. Franck: „Na, wie ist's, Meyer? Kommst Du mit nach dem Grunewald?"—Meyer: „Ach nein — mir ist die ganze Lust dazu vergangen. Da lese ich eben, daß der Regierungsrath Seydl, kaum fünfundvierzig Jahre alt, gestorben ist." — Franck: „Nun? War er etwa ein Verwandter von Dir?" — „Meyer: „Das eben nicht — aber er schreibt sich doch auch mit einem y!"........

— Auf der Hand. — A.: „Sieh' mal den Seemann und den Offizier, wie vertraut die zusammengehen, als ob sie ein Herz und eine Seele wären. — B.: Und doch ist ein großer Unterschied zwischen Beiden.—A.: Wie so? — B.: Na, das liegt doch auf der Hand: Der Offizier dürstet nach Ruhm, und der Seemann, nu, der rühmt sich des Rhumdurstes.

— In der Ahnengallerie. Sie (mit ihrem Gatten durch die Ahnengallerie eines kürzlich gekauften Schlosses wandelnd): „Sieh' nur diese herrlichen Rittergestalten! Mein halbes Vermögen gäb' ich d'rum, wenn diese Ahnen hier die meinigen wären." — Er: „Wie bist Du unpraktisch, Rosalie—wenn dies Deine Ahnen wären, würdest Du jetzt zum Schlosse hinaus-, anstatt hineingezogen sein!"

— Zerstörtes Traumbild. Richter: „Was hat Sie veranlaßt, Ihren Schlafgenossen so zu prügeln?" — Angeklagter: „Ja, sehen Sie, Herr Richter, mir hat von einer gebratenen Gans geträumt. Ich will g'rade den ersten Bissen in den Mund stecken, dreht sich der Kerl um und weckt mich auf! Ueber diese Gemeinheit bin ich so wüthend geworden, daß ich ihn ordentlich durchgehaut hab'!"

— Stoßseufzer. Herr Wamperl: „O mei', o mei', wie s' dös Drama wieder auspfeifen — den Spektakel! O Gott, wie dank' ich Dir, daß ich kei' Dichter 'wor'n bin."

— Das beste Zeugniß. — 1. Student: „Welches Zeugniß ist wohl das beste unter den Deinen?" — 2. Student: „Unstreitig das Impfzeugniß!"

— Kitzlich. Sergeant: Bauch hinein! — Donnerwetter, was giebt's dabei zu lachen? —Rekrut: Ich bin so kitzlich — Herr Sergeant!

Kindesmund. Karl: „Mama, sind denn wirklich Engel im Himmel?" —Mama: „Ja gewiß, mein Karl!"— Karl: „Ich glaub' es aber doch nicht, denn sonst müßte man doch ihre Beine herunterbaumeln sehen!"

— Zu viel verlangt. — Bei einem Damen-Kaffeekränzchen erzählt die glückliche Mutter eines neuangestellten Lieutenants: „Denken Sie sich nur, meine Damen, was jetzt an die jungen Offiziere in Betreff ihrer Kenntnisse für Ansprüche gemacht werden; mein Sohn, welcher erst jüngst zum Offizier befördert wurde, hatte gestern schon eine General-Idee zu bearbeiten."

— Auch ein Geschäft. „Nun, Herr Preller, wie gehen die Geschäfte in der Residenz?"—„Ich dank' der gütigen Nachfrag', sehr gut! Hab' eben wieder einen recht vortheilhaften Bankerott gemacht."